№ 12. Berlin, den 20. März 1875. Band VII.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Redacteur: Paul Lindau in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postanstalten. Preis pro Quartal 4 Mark 50 Pf.

Inhalt:

Kant und das Verhältniß von Kirche und Staat. Von Theobald Ziegler. — Ueber Pyramiden-Weisheit. Von Carus Sterne. (Schluß.) — **Literatur und Kunst:** Das Wiener Stadttheater. Von Paul Lindau. — Zur Geschichte der Pariser Oper. Von Medicus. — Erinnerungen eines griechischen Officiers an den deutsch-französischen Krieg 1870 u. 71. Von Daniel Sanders. — Offene Briefe und Antworten. — Notizen. — Inserate.

Digitized by Google

Offene Briefe und Antworten.

Die ungarische Volkspoesie in der „Gegenwart".

Offene Briefe an G. Kinkel und A. Strodtmann*).

I.

In einer Besprechung meiner „Ungarischen Volksdichtungen" macht Herr Professor Kinkel neben einer anerkennenden Würdigung meiner Uebersetzung zum Schluß die Bemerkung: „Von den Serben als ihren Nachbarn hätten die magyarischen Volksdichter den einen dieser Klänge (die elegische Ballade) vernehmen können. In dem andern Klang (die dramatische, nordische Ballade) aber liegt ein Räthsel, das uns doch am Ende bedenklich macht, ob wir alle diese Balladen als wirkliche Volkspoesie und nicht einzeln als bewußt nachgeahmte Kunstdichtung betrachten müssen. Denn durch welche Mittelglieder hätte der eddische Stil zur Hütte der Pußta vordringen können".

Den hier ausgesprochenen Zweifel würde ich nicht unternommen haben zu widerlegen, wenn nicht Herrn A. Strodtmann in Nr. 45 der „Gegenwart" auf die deutsche Abstammung einer meiner „Ungarischen Volksdichtungen" hingewiesen hätte. Da dieser Umstand jedoch Herrn Kinkel in seinem Zweifel natürlich bestärken und den weniger eingeweihten Leser zu der irrigen Ansicht verleiten möchte, als wimmle meine Sammlung von unechten Volksliedern, so muß ich wohl für meine Uebersetzungen in die Schranken treten.

Unter den gesammten Producten des dichterischen Volksgeistes aller Völker herrscht eine so weitverzweigte, zuweilen geradezu überraschende Verwandtschaft und Aehnlichkeit, daß es wohl sehr schwer hielte, diese Erscheinung dadurch erklären zu wollen, daß ein Volk vom andern seine sämmtlichen ähnlichen Lieder, Märchen ꝛc. sich auf dem Wege der Uebersetzung angeeignet habe. So schmeichle ich mir z. B. nicht im Entferntesten, daß meine Uebersetzungen je vom deutschen Volke gesungen werden, obwohl mir Herr Kinkel das Compliment machte, daß sich dieselben ganz wie Originale lesen. Das Volk läßt sich eben seine Lieder nicht aufoctroyiren, am wenigsten aber übersetzt es sklavisch. Wenn demungeachtet eine Uebernahme einzelner fremder Lieder — jedoch dem Charakter, den Anschauungen und Verhältnissen des entlehnenden Volkes angemessen umgedichtet — zugegeben werden kann, so wird im Allgemeinen doch die Ansicht mehr innere Wahrscheinlichkeit besitzen, daß gleichartige Individuen in gleichgesetzten Verhältnissen, von einander unabhängig, sich ähnlich aussprechen müssen. Bezeichnend ist übrigens diesbezüglich der Ausspruch des gelehrten Forschers auf diesem Gebiete: Herrn Felix Liebrecht in Lüttich, der (in den Göttingischen Gelehrten Anzeigen 1874, S. 34) bei Besprechung und Vergleichung meiner „Ungarischen Volksdichtungen" mit ähnlichen Stoffen in den Dichtungen anderer Völker sagt, daß es „dabei jedem überlassen bleibt über innere und äußere Verwandtschaft zu entscheiden".

Bei derselben Gelegenheit erwähnt Herr Liebrecht auch das von Herrn Strodtmann angegriffene Gedicht mit den Worten: „Das treulose Weib ist freilich in mannichfachen Exemplaren überall in Urwüchsigkeit anzutreffen, allein die Einzelheiten des ungarischen Beispiels weisen gleichwohl auf nähere Verwandtschaft mit anderweit vorkommenden Volksliedern hin". Folgt Hinweis auf „Götting. Gelehrten Anzeigen" 1873, S. 6, worin Herr Liebrecht Bernonis „Canti popolari veneziani" bespricht und daraus als verwandtes Thema „La sposa colta in fallo" hervorhebt; als fernere Verwandte bezeichnet er gleichzeitig „Olöfar Koaedi" (Islenzk Fornkoaedi ved Svend Grundtoig og Jón Sigurdson, No. 34) und Nachweise dazu, sowie „Il Marito geloso" (Ferraro, Canti popol. monferrini 1870, No. 70) und dessen Nachweise hierzu, wie auch Liebrechts Nachweisung in den „Heidelberger Jahrbüchern" 1870, S. 875; ferner „La chanson de la bergère" (Puymaigre, Chants popul. du pays messin, S. 217 ff.). Hinsichtlich der daselbst angeführten Parallelen bemerkt Puymaigre in seinem Artikel in der „Revue de l'Est" (1869, février): „Ces analogies étaient d'ailleurs assez vagues, mais bientôt je trouvais dans le recueil franc-comtois de M. Buchen, dans „les Chants popul. de la Provence" de Damasa-Arbaud, dans „les Chants de l'Ouest" de Bujeaud, des couplets offrant avec les, nôtres beaucoup de ressemblance. L'année dernière je l'ai rencontrée encore dans le Bearn." Die hierher gehörigen verwandten Lieder bespricht auch Ferd. Wolf in seinem Vorwort zu „Schwedische Lieder der Vorzeit", übertragen von R. Warrens, Leipzig 1857; siehe auch dessen „Beiträge zur sogenannten Volkspoesie", Wien 1859, S. 6 ff.

Obige Nachweise verdanke ich — da ich ein Studium der vergleichenden Volkspoesie nie betrieb — einzig Herrn Liebrecht, der wohl geeignet sein dürfte, die Resultate seiner diesbezüglichen Forschungen mitzutheilen und damit die Frage zu lösen, ob Meyers Gedicht überhaupt Original ist, oder ob noch mehr so nahe Verwandte desselben existiren, wie die angefeindete ungarische „Treulose Wittwe".

Bis dahin kann ich — wie frappant auch die Aehnlichkeit des deutschen mit dem ungarischen Liede sei — den Vorwurf eines Plagiums nicht gelten lassen, um so weniger, als der Herausgeber des ungarischen Textes (dessen Anfangszeile so lautet: „A minap hogy haza mentem, ott vala làtom"), der höchst gewissenhafte Bischof Johann Kriza in seinen „Vadrózsák" (wilde Rosen), Klausenburg 1863, S. 242, Nr. 483) erklärt, für jedes Lied einen Székler Bauern als Gewährsmann stellen zu können.

Immerhin aber ist eine populär gewordene ungarische Uebertragung eines deutschen Liedes wohl denkbar, und angenommen, es sei dem so, so trifft mich der Vorwurf des Herrn Strodtmann, das incriminirte Lied in meine Sammlung aufgenommen zu haben, dennoch nicht allzuhart. Die geschickte Behandlung des kecken Themas, sowie der volksthümliche Ton der jedenfalls sehr geschickten ungarischen Bearbeitung veranlaßten mich, dieselbe in meine Sammlung aufzunehmen. Die ungarische Literatur besitzt allerdings noch keine kritische Ausgabe der ungarischen Volkslieder, und im guten Glauben, ein Original zu bieten, veröffentlichte Kriza das Lied, das ich in demselben guten Glauben (der auch noch nicht ganz erschüttert ist) meiner Sammlung einverleibte. Es konnte übrigens bei einer bloßen Uebersetzung ungarischer Volkslieder auch gar nicht meine Absicht sein, damit gleichzeitig eine kritische Ausgabe derselben zu verbinden. Wenn ich trotzdem im Vorworte auf die Verwandtschaft einiger ungarischer Lieder mit denen anderer Völker hinwies, so waren das einige marquante Themata, bei denen sich die Vergleichung unwillkürlich aufdrängte.

Daß ich die Volksliedersammlung von Hofmann von Fallersleben, Erlach ꝛc., worin jenes Lied enthalten, nicht studirt habe, — da muß ich an die Brust schlagen und „pater peccavi" rufen. Ich habe sie nicht studirt! Dagegen habe ich einige andere Sammlungen deutscher Volkslieder studirt, aber zu einem anderen Zwecke. Bei meiner Uebersetzung hielt ich dies gar nicht für nöthig. — In wie weit die Veröffentlichung des Liedes für Herrn Kriza als Sammler und für mich als Uebersetzer ein „Malheur" sei, bleibe dahingestellt, aber ich glaube, daß es ein entschieden größeres Malheur ist, wenn anerkannte Autoritäten auf dem Felde der Volksliederliteratur wie Hofmann von Fallersleben und Erlach das in Frage stehende Lied als echtes deutsches Volkslied veröffentlichten ohne von der Autorschaft F. L. W. Meyers eine Ahnung zu haben.

Jedenfalls bin ich Herrn Strodtmann für seine Aufklärung verbunden; ebenso wie die deutsche und ungarische Literatur damit einen dankenswerthen Beitrag zur Kenntniß ihrer Volkslieder empfingen.

II.

Einen äußerst interessanten Beitrag zur Verwandtschaft der Volksdichtungen unter einander glaube ich in dem nachstehend mitzutheilenden ungarischen Volksmärchen zu bieten.

H. Pröhle erwähnt nämlich in seinem „Leben Bürgers", daß das Original der Leonore englisch sei (die betreffenden englischen Balladen werden auch angeführt), daß aber Bürger die eigentliche Anregung zu

*) Vgl. „Gegenwart" Bd. VI. Nr. 42, 43 u. 45.

Digitized by Google

seiner berühmten Ballade durch ein deutsches Volksmärchen empfing, das ein ähnliches Thema behandelte und worin sich drei gereimte Zeilen:

Der Mond, der scheint so helle,
Die Todten reiten schnelle.
Graut Feinsliebchen vor den Todten?

dreimal wiederholten; übrigens sei dies Märchen verschollen. Ich weiß nicht, ob ich richtig citire, allein ich las Pröhles Buch vor vielen Jahren und habe es jetzt nicht zur Hand.

In den „Briefen von und an G. A. Bürger", herausgegeben von A. Strodtmann, 4 Bde., Berlin 1874, finden sich verschiedene Stellen, die eine abweichende Auffassung enthalten. So sagt Voß: „Die Geschichte der „Lenore" hatte Bürger von einem Hausmädchen erzählen gehört. Die Erzählerin wußte aus dem alten Liede nur die Verse:

Der Mond, der scheint so helle,
Die Todten reiten schnelle —

und die Worte des Gesprächs: „Graut Liebchen auch?" — „Wie sollte mir grauen? Ich bin ja bei dir." — Wir haben dem Liede in allen Gegenden von Deutschland umsonst nachgeforscht". — Dagegen sagt Althof: „... die Vermuthung, daß Bürger den Stoff zu seiner Lenore aus einer englischen Ballade genommen, ist gewiß ungegründet, indem Bürger, der so was doch nicht zu verschweigen pflegte, mir unter anderm oft versichert hat, der Gesang eines Landmädchens, den er zufälligerweise mit anhörte, habe bei ihm die erste Idee zu diesem Gedichte veranlaßt". — Bei einer spätern Gelegenheit sagt Althof: „Ich weiß es aus Bürgers Munde, daß der Stoff der Lenore nicht aus englischen Balladen entlehnt ist, sondern daß ein Fragment eines Liedes, welches Bürger einst ein Bauermädchen singen hörte, ihn zur eigenen Erfindung desselben veranlaßt hat". — Boie wieder sagt: „Die Einsamkeit auf dem Lande zündete den Funken, der aus Percys Dichtungen noch bei ihm glomm, als er einmal beim Mondenschein ein Mädchen das:

Der Mond scheint helle,
Die Todten reiten so schnelle,
Fein's Liebchen, graut Dir nicht?

singen hörte" ... — Bürger selbst erwähnt: „Ich habe eine herrliche Romanzengeschichte aus einer uralten Ballade aufgestört. Schade nur! daß ich an den Text der Ballade selbst nicht gelangen kann".

Aus all dem scheint hervorzugehen, daß es eigentlich doch ein Märchen war, das Bürger vernommen hatte, dessen gereimte Zeilen zu der Annahme verleiteten, daß er sich um eine Ballade handle. Im Ungarischen existirt nun ein Volksmärchen „Der todte Bräutigam", das jenem Lenoremärchen offenbar sehr ähnlich sein muß; es behandelt denselben Stoff und auch die wiederkehrenden Zeilen fehlen nicht.

Das ungarische Märchen (mitgetheilt von Julius Pap in seinen „Volksdichtungen der Palócen" [Palóc népköltemények] 1865. Die Palócen sind ein ungarischer Volksstamm) lautet folgendermaßen:

„Es war einmal, wo? wo nicht? Vielleicht noch hinterm operenzischen Meer, da war einmal eine Jungfrau. Sie hatte weder Vater, noch Mutter, aber in dem Dorfe, wo sie wohnte, da liebte sie der allerschönste Bursche; sie lebten mit einander, wie die girrenden Tauben im Walde. Nicht lange, so bestimmten sie, wann die Hochzeit sein solle und dazu luden sie ihre Bekannten ein, das Mädchen ihre Pathin, der Bursche seinen unzertrennlichen Busenfreund.

Schon heute über eine Woche hätte die Trauung stattfinden sollen, allein während dieser Zeit kam Krieg in's Land. Der König befahl dem Volke, die Säbel zu schärfen, denn es hieße gegen den Feind ziehen. Wie ein Bienenschwarm drängten sich zur Fahne des Königs die allerschönsten Bursche, auf den schönsten Paradepferden mit Paradegeschirren.

Auch Hanns nahm Abschied von seiner Braut, führte seinen Schimmel vor, setzte sich darauf und sagte zu seiner Braut: „Binnen drei Jahren kehre ich wieder, mein Täubchen, bis dahin harre meiner; besorge nicht, ich bringe Dir meine Liebe wieder, wenn ich auch unter tausend Mädchen wäre".

Das Mädchen begleitete ihn bis zum Hotter, dann gelobte sie unter Schluchzen und Weinen, daß sie um alle Schätze der Welt keinen Andern nähme und wenn sie zehn volle Jahre auf Hanns warten müßte.

Der Krieg dauerte zwei Jahre, hernach geschah der Friedensschluß. Das Mädchen freute sich darob unbändig, denn sie glaubte, daß auch ihr Schatz mit den Uebrigen heimkehren werde; sie harrte seiner und ging ihm täglich wohl zehnmal entgegen, doch umsonst; von Hanns war nichts zu sehen und nichts zu hören. Es vergingen drei, es vergingen vier Jahre und noch immer kam der Bräutigam nicht, da konnte es das Mädchen nicht länger aushalten und ging um Rath zu ihrer Pathin, die, unter uns gesagt, eine Hexe war.

Die Alte empfing sie freundlich und gab ihr diesen Rath: „Morgen Abend ist ohnehin Vollmond, da gehe in den Friedhof, mein liebes Kind! Dort bitte vom Todtengräber einen Menschenkopf, wenn er Dir keinen geben will, sage nur, daß ich Dich geschickt habe — dann bringe den Todtenkopf heim, thue ihn in einen großen Topf und koche ihn mit Brei zusammen, so an zwei Stunden. Sei unbesorgt, der wird Dir schon sagen, ob Dein Bräutigam noch lebt oder ob er gestorben ist und ich glaube, daß er ihn auch herlocken wird."

Das Mädchen dankte für den guten Rath, dann ging sie andern Tags in den Friedhof, — der Todtengräber rauchte grad im Thor.

„Guten Abend, liebes altes Väterchen!" — „Guten Abend, mein Kind, wohin gehst Du denn hier so spät?"

„Zu Euch komm ich, wenn Ihr meine Bitte erhören möchtet." — „Sag mir's nur, mein Kind, wenn möglich, soll's geschehen."

„Nun so gebt mir einen Todtenkopf!" — „Recht gern, aber wozu brauchst Du ihn?"

„Ich weiß es selber nicht recht, aber meine Pathin hat mich geschickt." — „Nun gut, hier ist er."

Das Mädchen wickelte den Todtenkopf hübsch ein und lief nach Hause, dort drückte sie ihn in einen ungeheuren Topf mit Brei und setzte ihn sogleich an's Feuer. Nicht lange da fing der Brei zu kochen an, manchmal spritzte es auf wie meine zwei Fäuste. Das Mädchen wartete nur, was da geschehen würde? Auf einmal nun krachte es so stark, als wenn eine Flinte losgegangen wäre. Das Mädchen schaute hin, da sitzt der Kopf schon ganz am Rand des Topfes und sagt dem Mädchen diese dunkeln Worte: „Jetzt macht er sich auf den Weg".

Wieder harrt das Mädchen eine Weile, da kracht der Topf schon zweimal und der Todtenkopf sagt dem Mädchen dies: „Er ist schon im halben Weg!"

Abermals wartet das Mädchen, da plötzlich kracht der Topf dreimal und der Todtenkopf sagt nun: „Er ist im Hofe!"

Auf das lief das Mädchen hinaus und richtig, da stand ihr Bräutigam an der Schwelle. Sein Pferd, seine Kleider, Alles war weiß, sogar sein Hut und seine Stiefel.

Wie das Mädchen herausläuft, fragt sie der Bursch: „Kommst Du wohl in jenes Reich, wo ich wohne?" — „O ja, mit Dir, mein Hanns gehe ich auch an's End der Welt." — „Nun so setze Dich herauf zu mir!"

Das Mädchen setzte sich auf zum Burschen und da küßten sie sich ein über das andre Mal.

„Und ist denn das Reich gar weit, wo Du wohnst?" — „Freilich, meine Seele, es ist vielleicht noch weiter als Girgancia, doch trotzdem werden wir bald dort sein."

Sie machten sich auf den Weg und wie sie so zogen und aus dem Dorfe hinauskamen, da sahen sie vor sich zehn Bursche zu Pferd hinschweben, die alle so weiß waren, wie der schönste Kuchen vom reinsten Weizen. So wie diese weiterzogen, kamen abermals zehn Andere hervor und man konnte sie ganz gut sehen im Mondenschein. Auf einmal hub Hanns zu reden an:

„Ach wie schön scheint der Mond, das Mondenlicht!
Ach wie schön marschiren die Todten.
Fürchtest Du Dich, Judi, meine Seele?"

„Ich fürchte mich nicht, so lange ich Dich sehe, Hanns!"

Wie sie dann weiter zogen, sah das Mädchen schon hundert Reiter, die zogen schön neben einander an ihnen vorbei, wie die Soldaten; wie diese vorbei waren, folgten ihnen hundert andere nach. Auf einmal sprach ihr Bräutigam:

„Ach wie schön scheint der Mond, des Mondenlicht!
Ach wie schön marschiren die Todten.
Fürchtest Du Dich, Judi, meine Seele?"

„Ich fürchte mich nicht, so lang ich Dich sehe, Hanns" — sprach sie.

Wie sie immer weiter zogen, sah das Mädchen schon so viele Reiter vor sich, daß sie sie weder zählen noch übersehen konnte, — mancher ritt ganz nahe an ihnen vorbei. Auf einmal sagt ihr Bräutigam wieder:

„Ach wie schön scheint der Mond, das Mondenlicht!
Ach wie schön marschiren die Todten.
Fürchtest Du Dich, Judi, meine Seele?"

„Ich fürchte mich nicht, so lang ich Dich sehe, Hanns!"

Digitized by Google

„Du bist ein braves Mädchen, mein Täubchen, ich sehe, Du würdest was immer für mich thun; aber Du wirst es auch gut haben in unserm Reich."

Nun und so zogen und zogen sie hin, auf einmal blieben sie vor einem alten Friedhof stehen, der mit einer schwarzen Mauer umgeben war.

„Das ist unser Reich, meine Judi — sprach der Bursch — gleich wird auch das Haus da sein."

Das Haus war ein offenes Grab, auch der Sarg darin stand offen.

„Da gehe hinein, mein Schatz!" — sprach der Bursch. — „Gehe nur voraus, Hanns, Du weißt besser, wie man hineingehen muß."

Darauf ging der Bursch hinab und legte sich nieder; Judi aber, hast du mich nicht gesehen, lief wie der Wind, schnurstracks in ein Castell, das ungefähr eine halbe Meile von dem Friedhof entfernt war. Im Castell pochte sie an alle Thüren, aber es öffnete sich auf ihr Wort nur die, welche am Ende des langen Ganges war. Da lag ein Todter, schön aufgebahrt. Judi sprang rasch hinter den Ofen und versteckte sich dort.

Sowie Hanns sah, daß seine Braut davonlief, fuhr er aus dem Grabe heraus und ihr nach, aber wie sehr er auch eilte, er vermochte sie nicht einzuholen. Auf einmal lief er hinauf in den Gang und pochte an der Thür:

„Todter, öffne dem Todten die Thür!" — der Todte, der drin lang, schüttelte sich bei diesen Worten.

Und abermals sprach der Andre: „Todter, öffne dem Todten die Thür!" — da setzte sich der schon auf, der drinnen war.

Und nochmals sprach der Andre: „Todter, öffne dem Todten die Thür"! — darauf hin ging er an die Thür und öffnete sie.

„Ist wohl meine Braut hier?" — „Ja wohl, dort sitzt sie hinterm Ofen."

„Komm, zerreißen wir sie!"

Alle Beide gingen hin, um sie zu zerreißen, aber wie sie die Hände nach ihr ausstreckten, da krähte der Hahn auf dem Boden. Die beiden Todten verwandelten sich plötzlich in Pech.

Sowie das geschehen war, trat ein Herr in die Stube; der war so prächtig gekleidet, und sah gerade so aus, als wäre es der König selber. Er ging zu dem Mädchen und küßte sie ein über das andere Mal.

„Dieser Todte, den Du hier auf der Bahre liegen sahest, das war mein Bruder; schon dreihundertfünfundsechzig mal habe ich ihn mit glänzender Pracht begraben lassen, aber immer kam er wieder zurück; doch jetzt hast Du mich von ihm befreit. Darum mein liebes schönes Schätzchen sei Du mein, wie ich Dein; nicht einmal Schaufel und Haue (das Grab) sollen uns von einander trennen!"

Das Mädchen gab seine Zustimmung zu des Herrn Wunsch und noch während desselben Winters hielten sie ihre Trauung und Hochzeit zugleich.

Das war Alles! — Das ist das Ende!"

Auch eine ungarische Variante dieses Märchens ist bekannt, worin jedoch beide Theile der Wechselrede zwischen Braut und Bräutigam versificirt erscheinen. Wörtlich übersetzt lauten sie:

„Schön scheint das Mondenlicht,
Jede Seele schläft bereits,
Fürchtest Du Dich, liebes Schätzchen, nicht?"
„Was sollt ich mich fürchten, lieber Schatz,
Mit mir ist der wahre Gott,
Mit mir bist Du, lieber Schatz."

In den beiden Wiederholungen kommt die kleine Abweichung vor, daß das Mädchen zum zweiten Male Gott den Sohn und zum dritten Male Gott den heiligen Geist statt des „wahren Gottes" (Gott-Vater) erwähnt. Sonst sind beide ziemlich gleich, nur daß in der Variante zum Schluß die Hochzeit wegfällt und das Mädchen einfach befreit wird (siehe „Sammlung ungar. Volksdichtungen" [Magyar nepköltési gyüjtemény] von Ladislaus Arany und Paul Gyulai. Pest 1872. Bd. I., S. 207, 569 ff.).

Die Aehnlichkeit dieser Märchen mit Bürgers Lenore und jenem verschollenen Märchen ist, wie gesagt, groß; aber würde es jemand unternehmen, das in zwei Varianten (und auch im Norwegischen, von Grimm, Märchen, Bd. III., S. 75) vorkommende ungarische Märchen auf das verschwundene deutsche, oder gar auf die Lenore zurückzuführen?

Mit diesem kleinen Beitrage zur Bürger-Literatur glaube ich meine Schuld bei Herrn Strodtmann abgetragen und ihn überzeugt zu haben, daß es nicht räthlich scheint, von zwei ähnlichen Producten der Volkspoesie das eine ohne Weiteres als Plagium zu bezeichnen. Die Begegnung der Geister ist auch in der Kunstdichtung nicht ohne Beispiel und ebenso wird man eine solche im Gebiete der Volksdichtung schließlich gelten lassen müssen; denn es dürfte völlig erfolglos sein, die Ererbung oder Entlehnung der Volksdichtungen unter sich und deren gemeinsame Ableitung und Zurückführung auf eine ursprüngliche Quelle nachweisen zu wollen. Eine Zusammenstellung des kolossalen Materials wäre zwar ein höchst dankenswerthes Unternehmen, allein ein Resultat in der angegebenen Richtung würde sie schwerlich aufzuweisen im Stande sein.

Nach dem bisher Gesagten dürften auch Kinkels Zweifel sich zerstreut haben. Die von ihm hervorgehobene Verschiedenheit der ungarischen Volksballaden in Ton und Form ist allerdings eine beachtenswerthe Erscheinung, die sich übrigens — wenn vielleicht auch nicht so prägnant — unter den deutschen Volksballaden ebenfalls nachweisen ließe. Kinkels Bemerkung würde eine entschiedenere Fassung erhalten haben, wenn ich nicht die Unterlassungssünde begangen hätte, den Fundort der einzelnen Balladen wegzulassen. Im andern Falle wäre ihm sicher aufgefallen, daß im Allgemeinen jene Verschiedenheit zwischen der ungarischen und szeklerischen Ballade herrsche. Die Szekler sind ein ungarischer Volksstamm in Siebenbürgen, der viel früher als die übrigen ungarischen Stämme des eigentlichen Ungarns einwanderte und, von seinen Bergen geschützt, lange nicht in so vielfältige Berührungen mit fremden Elementen gerieth, wie diese. Mag sein, daß sie zufolge ihrer größern Abgeschlossenheit ihren Stammcharakter ursprünglicher beibehielten; es mag auch sein, daß territoriale Verhältnisse (der Szekler als Gebirgsbewohner, der Ungar als Bewohner der Ebene) mitwirkten, die Verschiedenheit im Volkscharakter (insoweit er sich in Balladen ausspricht) herbeizuführen. So viel steht fest, daß die szeklerischen und ungarischen Balladen dem Stoff und der Form nach wesentlich unterschieden sind. Während der Stoff der Letzteren meist dem Leben in den Pußten und Hütten entnommen ist, besitzen jene einigen historischen Hintergrund und behandeln mehr das Leben der Herren in den Burgen. Die Form der ungarischen Ballade ist viel sanglicher als die der szeklerischen, jene kleidet sich in lyrische Strophen und Reime, diese zieht die epische Darstellung vor und verschmäht oft Strophengefuge und Reime, die sie durch Alliteration und Rhythmus zu ersetzen sucht. Kurz die ungarische Ballade ist dramatischer, die szeklerische dagegen epischer, obgleich es dort an epischen und hier an dramatischen Balladen nicht mangelt.

Dies zu meiner und der „Ungarischen Volksdichtungen" Rechtfertigung.

Budapest, im November 1874. **Ludwig Kigner.**

Digitized by Google